

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 34.

Posen, den 10. Februar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nun warteten sie gemeinsam, das Ohr auf dem Boden, um die Schritte der Nahenden eher zu vernehmen. Es war eine kalte Nacht, sie zitterten in dem feuchten, verwelkten Gras, auf dem sie lagen. Endlich hörten sie die Büsche rauschen, jemand kam, eine Mädchenstimme fragte ängstlich: „Lex, bist du da?“

„Hier bin ich! Hast du Ernst bei dir?“

Jetzt klang die Stimme gleich wieder mutig: „Meinen Bruder? Ich hab' ihn geweckt, es fällt ihm gar nicht ein, zu kommen! Jetzt schläft er wieder weiter. Und die anderen?“

„Der „Gestreifte Mokassin“ ist da!“

„Du wirst sehen, sie werden nicht kommen!“

„Feiglinge!“ knirschte der „Springende Hirsch“. Noch hatte er nicht alle Hoffnung aufgegeben, aber nachdem sie eine geraume Weile umsonst gewartet hatten, mußte der Häuptling einsehen, daß die Squaw recht behielt. Sie durften nicht länger zögern, wenn sie nicht zu spät kommen wollten; nun gut, dann würden sie eben allein allen Ruhm ernten.

Sie machten sich auf, liefen beinahe, um die veräumte Zeit einzuholen, Lex und das Mädchen voran, der „Gestreifte Mokassin“ immer ein Stück hinterdrein. Lex hatte zwei Tage vorher den Weg ausgekundschafft, es ging ein Stück auf einer Straße durch den Wald, dann mußte man bei einem Bildstock nach links abbiegen. Es war keine Kleinigkeit, sich in der Finsternis des frühen Herbstmorgens zurechtzufinden; Lex hatte eine Heidenangst, die Richtung zu verlieren, wie schrecklich, wenn sein Indianerinstinkt im Weisheit Marthas versagen sollte. Aber er hatte Glück, da waren sie schon in dem Geröll und den Brombeerranken des Waldabhanges, der zur Moldau abfiel. So tapfer sich auch die Häuptlingsbraut im nächtlichen Dunkel gehalten hatte, sie atmete doch auf, als sie die dichte Schwärze über der Wasserfläche zu Grau gelodert sahen und das Rauschen des Flusses hörten.

Nun galt es noch, das Floß und Rudolf zu finden. Sie stolperten am Ufer über Steine hin, plötzlich stürzte Martha über ein großes glattes Hindernis. Ja, das war ein feuchter Baumstamm, und da lag noch einer, sie befanden sich also jetzt wohl auf dem Holzplatz, das Stück rabenschwarze Finsternis, an dem sie vorüberschlichen, war offenbar die Hütte, in der die Flößer schliefen.

Jemand pfliff leise zwischen den Zähnen, Lex gab Antwort, dann rannte er fast mit Rudolf zusammen.

„Wen hast du denn da bei dir?“ fragte der Knecht.

„Es ist Martha!“ sagte Lex.

„Was für eine Martha?“

„Martha Hopfenblatt!“ gab Lex ein wenig kleinlaut zurück. „Und der „Gestreifte Mokassin“ ist auch da.“

„Warum hast du denn nicht gleich die ganze Schule mitgebracht?“ brummte der Knecht, und es war ihm anzuhören, wie wenig er von diesen Mitreisenden erbaut war. „Die sollen nur hier bleiben, ich kann sie nicht brauchen!“

Freilich war zwischen Rudolf und Lex nicht vereinbart worden, daß die Schwarzfüße aufgeboden werden sollten. Aber das verstand sich doch von selbst. Wenn jedoch Rudolf nun so sehr dagegen war, so mußte man es sogar als eine glückliche Fügung ansehen, daß die Krieger ihren Häuptling in Stich gelassen hatten! Was hätte Rudolf erst gesagt, wenn wirklich der ganze Stamm angerückt wäre? Die beiden aber, die mit Lex gegangen waren, konnte er aber nun keinesfalls wieder heim-schicken. Treue um Treue!

„Wenn die nicht mitfahren dürfen, so fahr ich auch nicht.“ sagte Lex trozig.

Rudolf schien zu überlegen. „Meinetwegen!“ knurrte er nach einer Weile. „Wir müssen nur noch warten, bis wir etwas mehr Licht haben.“

Als es aber so weit dämmerte, daß man die Umrisse der Dinge unterscheiden konnte, da zeigte es sich, daß Lex es nicht nötig gehabt hätte, sich für den „Gestreiften Mokassin“ so sehr einzusetzen. Es war weit und breit kein „Gestreifter Mokassin“ zu sehen, sie hatten ihn in der Dunkelheit des Waldes verloren, oder er hatte in der ganzen Unternehmung ein Haar gefunden und hatte es vorzuziehen, umzukehren. Aber Martha war da. Sie saß frierend neben Lex auf demselben nassen Baumstamm und erhob sich ohne Zögern, als nun Rudolf entfiel, es sei Zeit aufzubrechen.

Im unbehaglichen Frühlicht des Herbstmorgens sahen sie das Floß am Ufer liegen. Es war völlig fahrtbereit, und Lex dachte, es sei gut, daß sie heute gekommen seien und nicht erst morgen, da wären sie wohl zu spät daran gewesen.

Rudolf wies Lex an, das vordere Ruder zu nehmen und zeigte ihm, wie es zu handhaben sei, dann löste er die Binden, mit denen das Floß ans Land gefesselt war und stieß es mit einer langen Stange in die Strömung hinaus. Sogleich begann das Floß zu treiben, und die Ufer glitten wie Schatten an ihm vorbei.

Es war ein großes, langes Floß, aus einer Menge Tafeln bestehend, und das Ruder, an das Rudolf Lex gestellt hatte, war ein ungefüger Balken, so schwer daß Lex ihn nur keuchend zu regieren vermochte. Gewiß hätte das Floß, um mit Sicherheit gelenkt zu werden, die vereinten Kräfte mehrerer erwachsener Männer in Anspruch genommen. Aber Lex hätte um keinen Preis zugegeben, daß die Aufgabe, die ihm zugemutet wurde, sein Vermögen überstieg. Er stemmte sich mit ganzem Leib an, und zog das Ruder nach den Weisungen Rudolfs, daß er trotz der bitteren Kälte auf dem Fluß in Schweiß geriet.

Am hinteren Steuer stand Rudolf selbst, und als es mählich heller wurde, bemerkte Lex erst, mit welcher grimmigem Gesicht er es tat, man hätte sich ordentlich vor ihm fürchten können, so böse sah er aus. Das war aber wohl nur darum, weil er so aufpassen mußte, um das Fahrzeug richtig zur Stadt zu bringen.

Vorläufig schien indessen alles gut zu gehen, der Fluß glitt mit gemächlicher Strömung zwischen ver-

lumpften Auen dahin und legte der Fahrt keine Hindernisse in den Weg.

Rudolf stand am Steuer, und wenn Lex sein Aussehen grimmig fand, so war das nur der Widerschein einer höhnischen Genugthuung, die sein ganzes Innere erfüllte. Ja, nun hatte er Lex endlich dort, wo er ihn haben wollte, er hatte ganz genau gewußt, mit welchen Mitteln der Junge zu fördern war. Nun hatte sein Haß endlich den Strick um den Hals des Opfers geworfen, nun holte er zu dem Schlag aus, der Rina tödlich treffen mußte.

Auge um Auge, Zahn um Zahn, er war im Begriff, Rinas Leben zu vernichten, wie sie das seine vernichtet hatte. Wie hatte er diese Frau geliebt. Sie hatte getan, als verstünde sie ihn nicht, nun gut, er war bereit gewesen, ihr selbstlos zu dienen, weil er ihre Treue gegen den Gatten geachtet hatte. Aber dann hatte sie sich an den Fremden weggeworfen, den Betrüger, der ihm vom ersten Augenblick an verdächtig gewesen war. Was hatte sie aus seinem Leben gemacht? Sie hatte ihm die Scholle und die heilige Arbeit an ihr verleidet. Wie hatte er mit den Werden geschrien, wie hatte er im Anmut den Pfug herumgerissen! Wie einen Feind hatte er das Feld behandelt, ohne Scheu und ohne Liebe hatte er die Erde unter die Füße treten. Er war zum Trinker geworden, um der Frau zu zeigen, wie sie ihn verführt hatte er hatte den Mädchen nachzustellen begonnen, um ihre Eiferlichkeit zu entfachen, indem er sich an jeden beliebigen Unterred meowarf. Aber nun war es ja out, nun konnte er ja Rache nehmen für all das Elend, das Rina über ihn gebracht hatte.

Wenn Rudolf sich in diese Gedanken verlor, so bemerkte er nicht, was um ihn herum vorging, war wie gebannt durch das Gewühl, das alle Sinne tötete. Eine blaße, kühle Sonne war über die Waldberge heraufgekommen, die nun wieder an den Fluß herangetreten waren. Schneller schoß die Strömung durch das eingeebete Bett, da war schon der Gebirgsblock, der die Moldau zu dem araken Boagen nach Süden drängte.

Ja, nun wurde die Fahrt immer wilder und verwegener, gut so, gut so, nur immer toller, das war es ja, was Rudolf wünschte! Er hatte keinen festen Plan, er wußte nur das eine, daß diese Fahrt einen unheilvollen Ausgang nehmen müsse, es war nicht anders möglich, der Fluß würde nicht sanft mit diesem Floß verfahren, das nur von einem Mann und einem Kind gelenkt war. Es war nur verdrücklich, daß sich dieses Mädchen mit darauf befand, das doch an der Sache unbeteiligt war. Aber sie hatte es so gewollt, mochten sie zusammen erlanken!

Mit äußerster Anstrengung riß er das Hinterende des Floßes durch eine schmale Durchfahrt zwischen spitzen Felsen, die mitten in der Strömung lagen. Ach, wie das wohl tat, Beroeltung üben zu können für diesen letzten abscheulichen Auftritt zwischen ihm und Rina. Wer anders war schuld als sie, wenn er, vom Schnapsteufel belesen, sich so erbärmlich benommen hatte, ihr Gewalt antun zu wollen? Sogar Schuß hatte der alten Freundschaft veranlassen und hatte Rudolf angefallen wie einen Feind. Und sie hatte recht damit gehabt, daß sie auf die Reise gegangen war, ohne ihm ein Wort zu gönnen. Aber auch er war im Recht, wenn er ihr jetzt alles heimzahlte, was er durch sie gelitten hatte. Freilich, wie kam Lex dazu, dafür büßen zu sollen, daß Rudolf nicht genau Seelenstärke geholt hatte, sein Leid standhaft zu tragen? Ein Kind, das dafür büßen sollte, weil ein Mann zum Rumpen geworden war, und ein zweites Kind oben-drein . . .

Ein änsstlicher Ruf riß Rudolf aus dem Dunkel, das ihm die Außenwelt entzog.

Steile Waldhänge hatten den Fluß zwischen sich genommen und zwangen ihn zu Windungen, in denen das Wasser sich in siedenden Wirbeln staute. Der Engpaß war von einem betäubenden Getöse durchbraut, an Felsbänken glühtete sich überstürzende Brandung.

Rudolf sah, daß Lex nur mit letzter Kraft das Ruder festhielt. Hochgefühl des Abenteurers war längst in ihm erloschen, er war kein kühner Häuptling der Schwarzfüße mehr, Angst drückte ihm die Brust zusammen. Einer übermächtigen Gewalt fand er sich preisgegeben, jeder Anprall der Wogen riß ihm den Ruderbalken aus der Hand und warf ihn hilflos herum. Aber gerade als Rudolf wieder zu sich kam, sah er, daß Martha, die bisher auf einem kleinen Holzhänken inmitten des Floßes gesessen hatte, aufstand und über die glatten Stämme, zwischen denen das Wasser aufauoll, zu Lex hinschwankte.

„Warte, ich will dir helfen,“ sagte das Mädchen, indem sie sich neben Lex an das Ruder hängte. Es war vielleicht dieser Anblick, der Rudolfs Gedanken die letzte entscheidende Wendung gab. Ja, nun ging es um Leben oder Tod, und es waren zwei Kinder, für die er die Verantwortung trug. Er riß das Ruder herum, lief nach vorn, stieß sie weg und drängte das Floß von der Wand ab, auf die es schon zuschoß. Seine verbluderte Kraft war plötzlich wieder da, verdoppelte sich, warf sich der Vernichtung entgegen.

Die Mershänge schossen an ihnen vorbei, in schwindehnender Schnelle trieb sie die brüllende Strömung fort.

Sie hatten den Engpaß kaum hinter sich und waren in breiterem Wasser, als der Fluß abermals seine Stimme erhob, ein mächtiges Wehr war da quer über das Bett gebogen, in geschlossener Fahrt kürzte sich der schäumende Fall über den Damm. Es war keine Zeit zu langem Ueberlegen.

„Halten!“ schrie Rudolf den Kindern zu.

Schon hatte die Spitze des Floßes das Wehr erreicht, wurde hinübergerissen, die erste Tafel knickte ab, wurde von johlenden Wogen überpült und tauchte wieder auf, Tafel auf Tafel folgte. Ja, Gott sei Dank, das Floß hatte gehalten, man war gerettet.

Rudolf wandte sich nach den Kindern um. Sie waren da, hatten sich an die zwischen Baumstämmen eingerammten Stangen geklammert, an denen das Zelt der Floßer hatte befestigt werden sollen. Sie troffen vor Nässe, aber, gottlob, sie waren nicht weggepült worden.

Plötzlich warf ein Stoß der Ruderstange Rudolf zur Seite, die Stämme hoben sich unter ihm, von einer zermalmenden Gewalt erfaßt. Durch den Gischt, der um ihn aufschlug, sah Rudolf, daß hier ein zweites Wehr dem Strom in den Weg gestellt war, im schiefen Winkel zum ersten, auf das die Spitze des Floßes aufgefahren war, während der Schwanz noch mit der letzten Tafel an dem ersten Wehr hing.

Der Anprall war fürchterlich, die starken Winden, mit denen die Hölzer gefesselt waren, zerrissen wie Bindfäden, die Zündhölzer wurden die Stämme geschüttelt, das ganze Floß schob sich zusammen, gleich den Falten einer Harmonika und barik dann frachend und mit einem wilden Geheul auseinander, während sich das Wasser über seine Trümmer hermachte.

Mit einem Satz war Rudolf bei den Kindern. Er hob jedes von ihnen auf einen Arm und sprang mit ihnen über die rollenden, tanzenden, sich aufbäumenden Stämme. Sie tauchten unter der dreifachen Last ein, wichen auseinander, vom Wasser übersutet, schlüoer tückisch nach dem Fuß des Mannes. Jeder Sprung ging ins Unawisse, war ein Glücksfall, wenn er gelang, die schaukelnden Kolosse wälzten sich herum, um den Retter abzumerkeln, drängten sich aneinander, um ihm die Knochen zu brechen.

Mitten durch den erbitterten Kampf zwischen dem gefällten Wald und dem Fluß, der ihn davonschleppen wollte, trug Rudolf die Kinder ans Land.

„Habt Ihr euch weh getan?“ fragte er, als er sie ins Gras setzte hatte.

„Nein!“ sagte Martha, die früher wieder die Sprache fand als der „Springende Hirsch“.

Da konnte Rudolf nach langer Zeit zum erstenmal wieder lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Der Körper als Barometer für die Seele.

Von Dr. A. Kern.

Die alten Griechen sahen in jeder Aeußerung über einen Seelenzustand etwas Symbolisches, das den Körper anging. Heutzutage hat man sich zu einer fast ungetehrten Auffassung bekehrt. Wir kommen immer mehr dazu, aus bestimmten körperlichen Zuständen auf den Zustand der Psyche zu schließen und bestimmte körperliche Eigenarten oder Krankheiten als Wirkung einer seelischen Ursache zu sehen.

Seit langer Zeit werden außerordentlich viel Sprichwörter und Redensarten, die Bezug auf den Körper haben, gewohnheitsmäßig und gedankenlos als Ausdruck irgendwelcher seelischen Stimmungen oder Zustände benutzt. Man braucht diesen Dingen nur nachzudenken, um die unmittelbaren Zusammenhänge zwischen der Psyche und dem körperlichen Befinden zu sehen. Es ist an und für sich keineswegs verwunderlich, daß die Psyche, die auf Lebenszeit doch mit unserem Körper untrennbar verbunden und verwachsen ist, unmittelbaren Einfluß auf die Funktionen dieses Körpers hat, der ihr Wohnsitz ist. — Trotzdem bleibt es interessant, diesen Zusammenhängen auf die Spur zu kommen, ihre Vereinigung und ihren Ursprung zu suchen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß außergewöhnlich charaktervolle oder noch besser eigensinnige Menschen eine besonders steife Wirbelsäule haben. Man sagt von solchen Leuten, sie hätten „Rückgrat“. Solche Menschen mit Rückgrat sind sehr häufig ausgesprochen hochmütig, „tragen den Kopf sehr hoch“; man kann von ihnen sagen, „sie haben Haltung“.

Die Art, in der jemand seine Eigenwilligkeit durchsetzt, ist nicht immer sinnvoll, häufig ist solchen Menschen das Wesentliche, ihren Willen durchzusetzen und nicht irgendein sinnreiches Ziel zu erreichen. Sobald Eigensinn sinnlos wird, spricht man nicht mehr davon, der Betreffende habe „Haltung“, sondern man sagt, er sei „steifnackig“, „stiernackig“ oder „halsstarrig“. Man findet in der Praxis immer bestätigt, daß diese Menschen tatsächlich einen so steifen Hals und Nacken haben, daß durch die damit bedingte Unbeweglichkeit die so häufig zu übermäßigem Fettanlag führenden, zwischen Hinterkopf und Hals liegenden Fettsalten entstehen.

Am typischsten sind die vielen, auf Gallenleiden bezüglichen Redensarten des Volksmundes. Es ist eine bekannte Tatsache, daß große schreckhafte Erregungen Gelbsucht und Gallenleiden verursachen können. Selbstverständlich gibt es noch andere Ursachen für den Ausbruch von Gallenleiden. Trotzdem kann es nicht unbemerkt bleiben, daß man seit dem Kriege sehr viel häufiger von Gallenkranken hört, als man es früher tat. Tatsächlich ist ja die Zeit seit 1918 für uns alle besonders aufregungsreich gewesen, so daß sich darin wieder das Sprichwort: „Es läuft einem die Galle über“, bewahrheitet. Alle Gallenerkrankungen üben einen außerordentlichen Einfluß auf die Stimmung aus. Gallenkrankte sind äußerst reizbar, neigen zu größeren Erregungszuständen, als die Ursachen rechtfertigen. Sie werden tatsächlich „gelb vor Wut“ (d. h. also, durch die Erregung schließt sich krampfartig der Gallengang zum Dünndarm, so daß die Gallenflüssigkeit ins Blut treten muß, weil der natürliche Austritt der Lebersekretion in den Dünndarm durch den durch Erregung verursachten Krampf des Gallenganges verschlossen ist). Man sagt von solchen Leuten nicht zu Unrecht, daß sie „ein galliges Wesen haben“.

Wie stark der Zusammenhang zwischen seelischer Beeindruckung und ihrer Auswirkung in irgendeinem körperlichen Zustand ist, sieht man am besten bei allen affektmäßigen Eindrücken, wie Freude, Angst, Schreck, Wut. Daß einem tatsächlich das „Blut zu Kopf steigen“ kann, hat wohl jeder schon erlebt. Das bedeutet, daß der Affekt, der plötzliche Eindruck, so heftig und unmittelbar war, daß die Ableitung der Seele in den Körper so überganglos und schnell erfolgte, daß der Organismus diesem unvermuteten Eindruck nicht völlig gewachsen war. Dadurch entsteht eine Störung in der Blutzirkulation, eine leichte Beunruhigung in der Herztätigkeit, wodurch das Blut in den Kopf steigt. Genau der gleiche Vorgang, wie wenn man z. B. aus Verlegenheit oder Scham rot wird. In diesem Falle handelt es sich um unvermutete Eindrücke, die von der Seele nicht mit der Gesamtheit, die man einer erwarteten Erregung gegenüber hat, verarbeitet werden können und durch ebenso unvermutete Weiterleitung in den Körper dort leicht Funktionsstörungen verursachen. — Das ist der gleiche Vorgang, wie wenn man „bleich vor Wut“ und „blau vor Schreck“ wird.

Ein ähnlicher Vorgang ist das sogenannte „Eiskaltwerden vor Wut und Weger“. Hierbei handelt es sich nicht mehr allein um eine Beeinflussung der Zirkulation, sondern um eine Einwirkung auf die Gefäßnerven (vasomotorische Nerven). Diese ziehen sich auch durch Veranlassung des Affektes zusammen, wie sie es durch kalte Temperatur tun. Der Zufluß warmen Blutes wird also so viel geringer, daß die im Moment unterernährten Gewebe tatsächlich partiell kalt werden.

Eigenartig ist der Ausdruck: „Es läuft einem das Wasser im Munde zusammen.“ Daß dieses bei Geruch oder Geschmack besonders leckerer Speisen erfolgt, ist allgemein bekannt und nicht weiter verwunderlich, daß der gleiche Ausdruck aber z. B. im Hinblick auf irgendwelche ästhetisch schönen Eindrücke oder nur Vorstellungen mit dem gleichen Recht benutzt wird, beweist wieder

die Behauptung des unmittelbaren Zusammenhanges zwischen Seele und Körper. Die für Geruch und Geschmack organisierten Nerven leiten also Eindrücke, die mit schönen Gerüchen und Speisen nur das angenehme des psychischen Eindruckes gemeinsam haben, Empfindungen oder Erlebnisse, die nicht eigentlich in das Gebiet ihrer Funktionsbestimmungen gehören, gleichartig. Der umgekehrte Vorgang, daß einem „die Spude wegbleibt“, vor Staunen, Verwunderung oder Schreck, ist gleichermaßen zu erklären.

Wie sehr die Tätigkeit der Atmung von seelischen Erlebnissen und Eindrücken beeinflusst wird, weiß der Volksmund auch außerordentlich genau. Wie wären sonst allgemein gebräuchliche Redensarten wie „atemlose Aufregung“ oder „atemlose Spannung“ zu erklären? In beiden Fällen setzt durch Spannung oder Aufregung, setzt in psychischer Bedeutung des Wortes gebraucht, gleichzeitig der parallele Körpervorgang dieser Wortbegriffe ein. Das Zwerchfell gerät durch Aufregung für einen Moment in bewegungslose Spannung. Damit hört für die Dauer dieser Spannung die Atmungstätigkeit auf. Man ist also „atemlos“. Wenn man seelisch gespannt ist, spannen sich unwillkürlich auch alle die Muskelgruppen, die der willkürlichen Bewegungsmöglichkeit unterliegen.

Eigenartig muten die drei Redensarten an: „Man ärgert sich die West an“, „Man kriegt die Kränke vor Wut“ und „Läuft sich die Schwindsucht an den Hals“. Dieses ist damit zu erklären, daß der Volksmund lange vor der exakten Wissenschaft wußte oder empfindungsmäßig erkannte, daß Ueberanstörungen eine besondere Disposition für Infektionen ergeben. Daß in diesem Zusammenhang Wut auch als Anstrengung bezeichnet wird, mag irreführend erscheinen. Doch ist es klar verständlich, wenn man bedenkt, daß die seelische Erregung ja tatsächlich eine Arbeit für den Körper bedeutet. Womit auch das körperliche „Zerschlagensein bei Kummer oder großen Sorgen“ erklärt ist.

Man täte also gut, all diese Redensarten, die sich auf den Körper beziehen, durch Nachdenken zu ihrem Ursprung zu verfolgen, und man wird sehen, daß man dadurch fähig wird, in vielen Fällen Uebelbefinden, wenn nicht gar Krankheit, zu vermeiden.

Das Rätsel der chinesischen Juden.

Ein Problem, über das die Gelehrten bisher zu keinem abschließenden Ergebnis gekommen sind, ist das der chinesischen Juden. In der Stadt Kai-Feng-Fu, in der Provinz Honan, liegen die Ruinen einer alten Synagoge. Ein Stein darin besagt, daß dieses Gebäude im Jahre 1173 errichtet und im Jahre 1570 neu aufgebaut worden ist. Der letzte Rabbiner starb vor etwa hundert Jahren, aber eine kleine, rein chinesische Gemeinde jüdischen Glaubens besteht noch heute in dieser Stadt. Zwar bestehen noch Schriftproben aus alter Zeit, aber niemand versteht sie zu lesen, weil das Schriftchinesisch hier längst in Vergessenheit geraten ist. Alle Uebersetzungen erfolgen daher auf mündlichem Wege. Einige dieser Schriftrollen sind auch nach England gekommen, wo sie im Britischen Museum in Oxford aufbewahrt werden. Man nimmt an, daß die Juden von Kai-Feng-Fu die Nachkommen einer Gruppe von Juden sind, die als Anhänger eines persischen Königs um das Jahr 600 unserer Zeitrechnung mit ihrem Herrscher von den Türken weit nach Innerasien verdrängt wurden und sich entweder nach China verirrt oder dorthin verschleppt wurden.

Grau Rectenwald läßt sich scheiden.

Ein Scheidungsrichter in Chicago hatte dieser Tage die schwere Pflicht, Frau Rectenwald für immer von ihrem Gatten zu trennen. Erleichtert wurde ihm diese Aufgabe durch den kräftigen Beistand der genannten Dame, die nicht eine Minute länger mit dem Mann zusammen leben wollte, von dessen Untreue sie kürzlich wieder vernichtende Beweise erhalten hatte. Mit dieser Macht vereint, konnte es der Richter nicht zu schwer haben, den Gatten zu überführen, schuldig zu sprechen und die Scheidung zu bewilligen. So weit war also alles in Ordnung. Nur ein Punkt noch machte Schwierigkeiten. Das war die Frage der Unterhaltung der Geschiedenen. Der schuldige Gemann sollte natürlich zahlen. Aber wieviel? Das war die Frage. Darüber stritten sich Mann und Frau. Darüber erhoben zwei Rechtsanwälte ihre Posaunenstimmen, darüber zerbrach sich der Scheidungsrichter in Chicago den Kopf. Da zerschnitt plötzlich die Stimme des einen Rechtsanwalts den gordischen Knoten des Schweigens und zugleich das ganze verwickelte Problem der Zahlungsweise. Der Anwalt schlug nämlich vor, die Klientin zu wiegen und danach die Unterhaltungssumme festzusetzen. Eine Methode, die schon im „Kaufmann von Venedig“ vorkommt. Für jedes Pfund also, das die Klientin wiegt, hat ihr der Mann einen Dollar zu zahlen. Der Vorschlag wurde von allen Parteien angenommen. Frau Rectenwald war mit diesem Vorschlag einverstanden, der Gatte auch, obwohl er besorgt den Leibbesumfang seiner einstigen Gefährtin betrachtete. Frau Rectenwald schalt

Nach jetzt zum Osten Male in ihrem Leben eine Eselin, daß sie immer auf schlanke Linie gehalten hatte, immerhin vertraute sie auf ihr natürliches Gewicht. Und siehe da, es kamen immer noch 110 Pfund heraus. So wurde der Mann verurteilt, Frau Rectenwald monatlich 110 Dollar zu zahlen. Wie aber, wenn Frau Rectenwald dieser wird? Oder abnimmt? Gilt diese Summe auch dann? Hier ist eine Lücke im Gesetz.

Ein antikes Festspielhaus entdeckt.

Kürzlich wurden in der Umgebung des alten Korinth Ausgrabungen vorgenommen. Dr. I. Leslie Shear, Professor an der Universität Princeton (U. S. A.), Leiter dieser Ausgrabungsarbeiten, entdeckte dabei ein antikes Riesentheater mit 20 000 Sitzplätzen, das seit 15 Jahrhunderten in völlige Vergessenheit geraten war.

Das Theater ist amphitheatralisch gebaut und hat einen Durchmesser von 130 Metern. Der imposante Bau, dessen Stufen sich über 30 Meter über dem Boden der Orchestra erheben, ist aus Marmor und Sandstein errichtet. Das Theater befindet sich auf einem Hügel zwischen dem Golf von Korinth und der Akropolis. Man fand auf den Mauern des alten Baues noch einige frestenartige Abbildungen mit szenischen Darstellungen von Kampfspielen. Weiter entdeckte Dr. Shear außerhalb der alten Stadtmauer mehrere alte Gräber aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Er fand in den Sarkophagen viele wertvolle Vasen und Gegenstände aus Bronze. Auf der anderen Seite des Hügels wurde gleichzeitig ein anderes, kleineres Amphitheater freigelegt.

Stirbt das „r“ aus?

Eine neue Gefahr bedroht die deutsche Sprache. Wissenschaftler haben festgestellt, daß dem Buchstaben „r“ ein böses Ende bevorsteht, und schreien Feter und Mordio. Besonders die Berliner sollen Schuld an diesem Unheil haben, indem sie seit Jahren boshaft statt „r“ „a“ sagen. Am Anfang des Wortes oder nach einem Konsonanten müssen sie vorherhand noch „r“ aussprechen, aber ein Wort wie Jahrhundert ist schon ganz einfach zu „Jaundat“ geworden. Schon Th. Fr. Vischer, der kampferfrohe Schwabe, hat in seinem Schriftchen „Die Leiden des armen Buchstaben R“ die Preußen für die Schuldigen erklärt. Damit tut er ihnen aber ganz entschieden Unrecht. Sagen doch ganz in seiner Nähe die Hessen, die zur Hauptstadt „Damstadt“ haben und auch sonst dem kleinen „r“ nicht gut gesinnt sind. Noch schlimmer aber sind die guten Heibelberger, manche von ihnen müssen sich gar „Redaschleima“ rufen lassen, weil sie weder ein schnarrendes, noch ein rollendes oder gar ein säuselndes „R“ sprechen können.

Aus aller Welt.

Der „Blockdruck“, eine alte Schrift. Es ist bekannt, daß man in China schon lange den „Blockdruck“ kannte, das heißt, den Druck von hölzernen Platten, in die man die Schrift einer ganzen Seite hineingeschnitten hatte; diese Platten waren also nicht aus beweglichen Lettern zusammengebaut, sondern ähnelten eher unseren Stereotypieplatten. Das kannte man auch in Europa schon vor Gutenberg. Das älteste Blockbuch, das wir kennen, ist das in einer Höhle in Turkestan entdeckte „Diamant Sutra“ aus dem Jahre 868 n. Chr. Von den Chinesen lernten die türkischen Uiguren in Turfan den Blockdruck, und von diesen übernahmen die Mongolen ihre Schrift und zugleich den Druck. Die Mongolen herrschten zweihundert Jahre (von 1240 an) über Rußland, und man ist der Ansicht, daß die Druckkunst aus China über Rußland nach Europa gelangt sei. — Auch andere Wege wären möglich. Am Hofe der Mongolenhane lebten Europäer aus allen Ländern, und von 1294 an waren katholische Missionare in Peking, welche theologische Werke ins Chinesische übersetzten, und den chinesischen Druck gefannt haben müssen. Zur Zeit der Kreuzzüge war der Blockdruck schon in Aegypten bekannt. Ob auch der europäische Typendruck durch den chinesischen und koreanischen angeregt worden ist, läßt sich aber bis jetzt nicht nachweisen. Bewegliche Typen wurden in China um 1050 n. Chr. erfunden. Sie waren aus gebranntem Ton. Später verfertigte man sie aus Zinn und dann aus Hartholz. Solche der letzteren Art, ungefähr aus dem Jahre 1300, hat man gefunden. Im Jahre 1392 wurde in Korea die erste Metalltypen-Gießerei angelegt.

Die Gesellschaft der silbernen Löffel. In Amerika herrscht der Aberglaube, daß man einem Kind die ersten Bissen mit einem silbernen Löffel reichen soll, weil dies bedeutet, daß das Kind einmal reich wird. Nun gründete man seinerzeit in Brooklyn einen Verein, zu dessen Satzungen es gehörte, daß jedes Mitglied, wenn ihm ein Kind geboren würde, einen silbernen Löffel erhalten solle. Gleichzeitig bestand aber die Vorschrift, daß in den Verein nur Mitglieder aufgenommen werden dürften, die volle fünfzig Jahre in Brooklyn gelebt hatten. Unter diesen befand sich aber, als der Verein gegründet wurde, kein einziges Mitglied, dem noch ein Baby geboren wurde. Man mußte also auf die weitere Nachkommenschaft warten, und so dauerte es denn ganze neunzehn Jahre, ehe der erste Löffel zur Verteilung gelangen konnte.

Aus unserem Karitatenkasten.

541.
29 000 Kilogramm Weibrauch wurden alljährlich im großen Bealtempel zu Babylon verbrannt.
542.
Die 13 000 Kilogramm schwere „Bigben“ zu Westminster brauchte nach dem Guß zu ihrer Abkühlung volle 12 Tage.
543.
100 Teile Lauberde können beinahe 500 Teile Wasser zurückhalten.
544.
Ein wohlgenährter Hund kann 4—6 Wochen hungern, ehe er stirbt.
545.
In China wird Geld auf Schnüren aufgereiht.
546.
Die schnellste Drohne des Bienenschwarms begehrt hoch oben in der Luft mit der Königin das Vermählungsfest.
547.
Im Jahre 95 nach Christus wäre es beinahe zu einem Kriege zwischen Römern und Chinesen gekommen.
548.
Roggen kann noch bei einem Grad Celsius keimen, Weizen bei 3 Grad; Mais braucht 13—14 Grad.
549.
Die größten Flüsse der Erde sind der Mississippi mit Missouri und dessen Nebenfluß Madison mit 7276 Kilometer Länge. Diesem Strom folgen: Der Nil mit 6450, der Amazonasstrom mit dem Madeira mit 6420, der Jangtsekiang mit 5350, der Senisei mit 4700, der Amur mit 4700, der Hoangho mit 4440, der Ob mit dem Irtysh mit 4350, der Kambodia mit 4200, die Lena mit 4100, der La Plata mit 3600, die Wolga mit 3688, der Kongo mit 3600, der St. Lorenz mit 3550, der Niger mit 3550, der Madenzie mit 3300, der Zambezi mit 3150, der Brahmaputra mit 2950, der Indus 2900, Euphrat mit 2900, Donau mit 2888 km Länge. Die größten Flüsse in Deutschland sind: Der Rhein mit einer Länge von 1295, die Elbe mit 1165, die Weichsel mit 1050 und die Oder mit 1005 Kilometern.

550.
Das Blut in den Schlagadern hat eine schöne, helle, scharlachrote Färbung, da es sich in der Länge mit Sauerstoff beladen hat, den es zu den Zellen des Körpers bringt. Wenn es diesen Sauerstoff abgegeben hat, fließt es in den zum Herzen zurückführenden Gefäßen, den sogenannten Venen, als dickes, dunkelrotes, fast schwärzliches Blut zurück.

551.
Das älteste Museum der Welt ist das in der Stadt Nare in Japan. Es wurde im Jahre 756 n. Chr. gegründet und enthält naturgeschichtliche und kunstgewerbliche Sammlungen mit vielen einzigartigen Gegenständen.

552.
Die Zahl der unbestellbaren Postsendungen in Deutschland betrug im Jahre 1925 rund zwei Millionen Stück. Die Ursache der Unbestellbarkeit beruhte hauptsächlich auf ungenauer Adressierung.

553.
Der Petroleumverbrauch auf der ganzen Welt beträgt jetzt gegen 47 Millionen Tonnen, vor 40 Jahren betrug er noch nicht eine Million Tonnen jährlich.

554.
10 000 000 Goldmark erzielte der Erfinder des Schnürsentels, Harvey Kenedy, mit seiner Erfindung.

555.
Die Stadt Yarmouth führt ein merkwürdiges Wappen: drei Heringschwänze mit Löwenköpfen.

Fröhliche Ecke.

Warum so kompliziert? Norddeutscher im Zug, der sich dem Münchner Hauptbahnhof nähert. Neben dem Fremden ein gemütllicher Oberbayer. Der Norddeutsche gibt seinem Ersttaunen Ausdruck, daß hier, obwohl überall die elektrischen Leitungen gelegt sind, noch Züge mit Kohlenmaschinen fahren.

„Ja mei,“ sagt der Bayer, „da langt halt der Draht net!“
„Na, Draht sei doch genügend da, meint der Herr von jenseits des Mains, indem er auf die zahllosen Leitungsdrähte weist.“

Der Bayer: „Na, na, a so mein i 's ne; kein' Diridari hat die Bahn, mein i.“

Der Norddeutsche überlegt sichtlich, was Diridari für ein elektrisches Instrument sein könnte.

Der Bayer merkt, daß er nicht verstanden wird: „Kein Flins, mein i, hat die Bahn.“

„Flins, Flins? hm, ich bin nich Elektrotechniker,“ sagt der Herr aus Norddeutschland.

Endlich greift ein weiterer Zugsinasse helfend ein: „Kein Geld hat die Bahn, meint er.“

„Ach so,“ sagt der Norddeutsche; „aber guter Mann, warum drücken Sie sich dann so kompliziert aus, wenn Sie Geld meinen? Warum sagen Sie nich einfach Pinte-Pinte?“

(Fl. Bl. und Meggend.-Bl.)